

Zum Problem der Kirche

Autor(en): **Liechtenhan, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **6 (1912)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Problem der Kirche.

Nicht eine systematische Abhandlung ist im Folgenden beabsichtigt; ich möchte bloß einige Gedanken zu der in unseren Spalten begonnenen Diskussion beisteuern.

Von grundlegender Wichtigkeit ist, wie Herr Schindler (s. Nr. 5) uns ans Herz legt, die Wahl des Gesichtspunktes, von dem aus wir das ganze Problem behandeln sollen. Also nicht von irgend einem kulturellen, sozialen, ästhetischen oder wissenschaftlichen Standpunkt aus sollen wir über den Wert der Kirche, ihre Reformbedürftigkeit und -Fähigkeit oder Hoffnungslosigkeit urteilen. Es gibt nur einen zulässigen Maßstab: ist sie ein brauchbares Gefäß für das, was Gott der Menschheit anvertraut hat und ein taugliches Werkzeug für das, was er von ihr fordert?

Pauli in seinem Buch: „Im Kampf mit dem Amt“ und Sig in seiner Besprechung desselben (Neue Wege, 1911, Nr. 12) üben eine rein religiöse Kritik. Aber sie gehen wesentlich aus von der Pfarrerfrage. Welche Schwierigkeiten, resp. Unmöglichkeiten ergeben sich dem Pfarrer aus dem kirchlichen Dienst? Das ist das Problem, das sie in den Vordergrund stellen, weil sie es unmittelbar in ihrer Person durchlebt und durchgekämpft haben.

Die Konflikte, in welche das kirchliche Amt seinen Träger versetzt, gehen in der Hauptsache auf drei große Gegensätze zurück.

Zuerst auf denjenigen zwischen dem Ideal der Unmittelbarkeit und der reglementierten Berufspflicht. Wenn irgend ein Lebensgebiet, so ist das religiöse Sache der innersten Empfindung und alle Äußerung in ihrer Echtheit und Kraft davon abhängig, daß sie möglichst spontan hervorbricht. Wir spüren immer wieder, daß unsere Rede am meisten Kraft hätte, wenn wir stets unter dem dominierenden Eindruck der Situation, aus unbeabsichtigter* Ergriffenheit heraus reden und unser Bestes und Innerstes geben könnten, nicht so häufig Produkte der Studierstube vortragen müßten. Und doch läßt es sich aus durchsichtigen Gründen nicht vermeiden, daß wir unsere Tätigkeit nach der Uhr und dem Kalender richten, zu vorher festgelegter Zeit religiös reden und, was noch schwerer ist, beten müssen. Ueber jede Funktion sollte man die Ueberschrift setzen können: „Ich glaube, darum rede ich.“ Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit.

Man kann freilich einwenden, daß auch die künstlerische Tätigkeit unter demselben Fluch leidet. Auch sie ist ja ein Äußern und Darstellen innerster Empfindung; aber auch der Künstler kann sich nicht darauf beschränken, bloß zu produzieren, wenn ihn der künstlerische Enthusiasmus anpackt; auch er muß etwa arbeiten auf Kommando und Bestellung; wenn dieser harte Zwang nicht gewesen wäre, so wäre vielleicht die Menschheit um manches herrliche Kunstwerk ärmer

geblieben; auch in diesem Zwang liegt ein sittliches Moment. Dasselbe läßt sich von der religiösen Tätigkeit sagen. Aber das hindert nicht, daß der geschilderte Zwiespalt recht peinlich, ja tragisch werden kann.

Der zweite Gegensatz ist derjenige zwischen Amtlichkeit und Menschlichkeit. Der Pfarrer möchte einfach als Mensch zu Menschen reden; aber er spürt, wie sich das Amt zwischen ihn und die, zu denen er redet, einschiebt. Er fragt sich: würde ich das auch sagen, wenn es nicht meines Amtes wäre? Es gibt ja noch Leute, die „an den Pfarrer glauben“, denen etwas mehr Eindruck macht, wenn es der Pfarrer sagt. Aber möchten wir nicht auch hier lieber das Vertrauen ganz persönlich genießen, statt bloß um des Amtes willen? Und auf der andern Seite wächst täglich die Zahl derer, die allem, was wir sagen und tun, nur schon deshalb Mißtrauen entgegenbringen, weil sie denken: das tut der Pfarrer nur, weil er dazu angestellt ist. So erscheint das Amt oft als Hindernis der Wirksamkeit.

Dazu kommt der dritte Konflikt, den uns namentlich Pauli mit großer Anschaulichkeit vorführt und der auch Hitz vor Allem beschäftigt; wir können ihn den Konflikt zwischen Wahrhaftigkeit und Liebe nennen. Der Pfarrer möchte mit seinem religiösen Leben der Gemeinde dienen und spürt, daß Gegensätze nicht nur des geistigen Lebens, sondern auch des religiösen Niveaus bestehen, die eine Verständigung und einen innern Kontakt erschweren. Dem Studenten erscheint meist der Gegensatz zwischen seinen historisch-kritischen Erkenntnissen und der traditionellen Gläubigkeit der Gemeinde am schwersten. Derselbe kann auch gelegentlich dem Gewissen recht zu schaffen machen. Aber viel tiefer geht eine Disharmonie der Religiosität. Man stößt auf ein im Grunde katholisches Wesen, dem die Religion als die abgegrenzte heilige Sphäre und der Pfarrer als Verwalter des Schlüssels dazu erscheint, oder als eine Reihe von Leistungen an Gott, über die der Pfarrer als Kontrolleur gesetzt ist. Er will das gar nicht sein, was die Leute von ihm erwarten, und sie begehren das nicht, was er ihnen als Bestes bringen möchte; sie hätten viel lieber einige Surrogate. Er kann aber diesen Gegensatz nicht sofort offen und ehrlich enthüllen, sonst ist alle innere Verbindung abgeschnitten; er muß anknüpfen und irgendwie auf ihr Niveau heruntersteigen, sonst wäre er einfach unbarmherzig. Die Distanz ist ja lange nicht immer so groß wie zwischen dem modernen Subjektivist Pauli und seinem kulturell ziemlich abgeschnittenen bayrischen Bauerndörfchen. Irgendwie besteht aber dieser Konflikt überall.

Das sind die Schwierigkeiten des Pfarrers. Sie sind nicht überall gleich groß. Schon die äußere Lage ist verschieden. Noch mehr spricht die Gemütsart des Pfarrers mit. Es gibt solche, die all das kaum empfinden, und das ist gefährlich. Es gibt andere, bei denen es als heilsame Unruhe wirkt. Und endlich solche, denen es unerträglich wird. Sie empfinden die Schwierigkeiten viel lebhafter

als die Lichtseiten. Es gibt hier keine allgemeine prinzipielle Entscheidung, keine festen Maßstäbe und bindenden Regeln. Wie jeder damit fertig wird, ist Sache persönlichster Stimmung und Empfindung, eine reine Gewissensfrage, in der keiner den andern richten soll. Aber eben deswegen ist die Pfarrerfrage nicht der geeignete Ausgangspunkt für die Beurteilung des Kirchenproblems. Nicht unsere Schwierigkeiten sind die Hauptsache. Die Kirche ist nicht um des Pfarrers willen da. Betrachten wir die ganze Frage vom Standpunkt der Gemeinde.

*

*

*

Unsere Zeit wird sich das Recht der geistigen Selbständigkeit nicht mehr rauben lassen, auf dem religiösen Gebiet so wenig wie auf irgend einem andern. Und ich möchte keinen Augenblick daran rütteln, daß diese Selbständigkeit ein hohes Gut und eine heilige Aufgabe ist. Aber wir geben uns meist gewaltigen Illusionen über ihren Umfang hin.

Aus der großen Ueberszahl derer, die einfach das Ueberkommene festhalten und stehen lassen, bis sie durch besondere Erlebnisse zu einer Revision ihrer Anschauungen von außen her veranlaßt werden, heben sich die paar Subjektivisten hervor, welche das Bedürfnis haben und es sich zur Ehre anrechnen, alles und jedes in Frage zu stellen, und gar nichts gelten zu lassen, was sie nicht am eigenen Leibe erfahren und erprobt haben. Aber auch bei ihnen fragt es sich, ob sie das, was sie als selbsterworbenen geistigen Besitz beanspruchen, wirklich aus sich selbst herausgesponnen oder nicht vielmehr von denen übernommen haben, die vor ihnen dagewesen sind. Wenn wir das, was uns als Wahrheit angeboten wird, prüfen und uns dabei vielleicht auf unser sehr kritisches Urteil viel zu Gute tun, so tun wir es eben doch mit Voraussetzungen, Methoden, Stimmungen, Wertmaßstäben, die wir von unseren Vorfahren empfangen haben. Es ist einfach die Frage, ob unsere Gedankenwelt und Gesinnung zu vier Fünfteln oder neun Zehnteln oder noch mehr Erbteil der Gemeinschaft ist, in der wir aufgewachsen sind. Auf dem Boden, auf den uns die Gemeinschaft gestellt hat, haben wir einen gewissen, aber sehr beschränkten Spielraum; doch zum größten Teil leben wir geistig von der Gemeinschaft.

Das gilt auch für das religiöse Leben. Auch heute noch spukt der rationalistische Irrtum, als ob wir uns unsere Religion von Grund aus neu konstruieren müßten. Es ist Mode geworden, den Historizismus schlecht zu machen und als überwundene geistige Verfassung zu betrachten. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß wir noch nicht genug davon gelernt haben, daß wir immer wieder vergessen, wie wir auf den Fundamenten weiter bauen, welche die Menschen vor uns gelegt haben, daß wir von ihren Erfahrungen, ihren Bemühungen und Opfern leben. Man kann nicht nachdrücklich genug der Meinung widersprechen, daß die Geschichte ein unablässiger Wechsel, ein bloßes Auftauchen und Untersinken sei. Sie ist ein Bau, die Sammlung

eines geistigen Kapitals. Es wird etwas in der Geschichte, wenn anders sie überhaupt einen Sinn hat. Das bedeutet keine Sklaverei des historisch Gewordenen; manches, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht, und manches gilt es erst aus dem Reich des Möglichen und Wünschbaren in das des Wirklichen überzuführen. Aber was hat all dies heiße Bemühen denn für einen Sinn, wenn die nach uns kommen gar nicht gefördert werden, sondern von vorn anfangen sollen?

Wenn in der Natur neues Leben entstehen soll, so bedarf es nicht bloß des Samens, der den Lebenskeim in sich birgt, sondern auch des Bodens, aus dem er Saft zieht, des schützenden Mutterschoßes für die erste zarteste Entwicklung. Nicht anders ist es mit dem geistigen und religiösen Leben. Es bedarf eines Nährbodens.

Die heutige Menschheit lebt religiös von den Gütern und Kräften, die in der Vergangenheit aufgeschlossen worden, aber eben selbst nicht vergangen sind, sondern bleiben und fortwirken. Wir leben von einem religiösen Erbe, das noch lange nicht ausgeschöpft ist. Und die religiöse Gemeinde (ich brauche nicht das vieldeutige Wort Kirche) ist die Organisation, die es von Generation zu Generation weiter leitet. Man kann die Pflege dieses Erbes nicht den Subjektivisten überlassen. Es ist gut, daß eine solche Institution da ist, welche die einzelnen Menschen überdauert, welche nicht bloß von ihnen getragen wird, sondern sie selbst trägt und das Erbe über Zeiten, wo es weniger geschätzt wird, hinüber rettet. Sie bietet dem Einzelnen eine Gemeinschaft, an die er sich anlehnen kann, aus der er Kraft zieht. Sie bietet ihm einen Kultus, in welchem sie sich ihres Erbes stets neu bewußt wird und es den Gemütern einprägt, und eine Erziehung, durch die er in ihren besten Besitz hineinwächst. Verdanken die Menschen diesem Erbe nicht meist viel mehr als sie zugeben? Leben sie nicht immer noch davon, wenn sie es auch längst über Bord geworfen zu haben glauben? Wenn sie in die Krisis hineingeführt werden, wo sie das Ererbte mit neuen Erlebnissen, mit neuen Schöpfungen unserer Kultur auseinanderlegen müssen, so kommt ihnen das am lebendigsten zum Bewußtsein, was sie neu hinzugewonnen haben und jetzt anders sehen. Sie fühlen den Gegensatz stärker als er in Wirklichkeit ist. Sie halten sich für Schöpfer und sind doch Geschöpfe. Wenn sie das nicht hätten, was sie der Gemeinschaft verdanken, so wären sie auch nicht fähig gewesen, das Neue hinzu zu gewinnen.

Wir sind überzeugt, daß von Jesus und seinem Evangelium der Menschheit das Heil komme, daß sie hier die Güter und Kräfte finde, von denen sie leben und ihrer Bestimmung entgegenreisen soll. Dann brauchen wir aber auch die Gemeinde, die dieses kostbarste Erbe pflegt. Wohl muß der Einzelne immer wieder vor Jesus selbst hingestellt werden und sich mit ihm auseinanderlegen. Aber die Ehrfurcht, die ganze Geistesverfassung, die für Jesus erst empfänglich macht, die seine Größe zu empfinden vermag und seinem Wort ein Echo entgegenbringt, fließt uns wieder aus der Gemeinschaft zu, aus deren Sinnesart wir

geistig herausgewachsen sind, d. h. aus der von Jesu Einfluß gesättigten Gemeinde. Diese ist unentbehrlich, ein religiöses Gut, trotz ihrer Knechtsgestalt, ihren Klippen, Versuchungen und Unvollkommenheiten.

*

*

*

Doch nun erhebt sich eine neue Frage. Sollte sich dieses Leben nicht wie alles Leben von selbst fortpflanzen von Person zu Person? Ist es nicht ein Armutszeugnis, daß man es extra züchten muß und hiezu eine eigene Organisation, ein Amt nicht entbehren kann? Sollte nicht jeder persönliche Verkehr, die Erziehung in Schule und Haus, Freundschaft, Geselligkeit, Arbeitsgemeinschaft auch der religiösen Kraftübertragung, der Weiterleitung religiösen Einflusses dienen? Ist nicht das der Jammer, daß die Religion zum besonderen „Fach“, nicht nur in der Schule, sondern auch im Leben geworden ist, daß sie den Zusammenhang mit dem übrigen Kulturleben verliert, statt es zu durchdringen mit froher Selbstverständlichkeit? Sollte es nicht so sein, daß die Religion die Menschen schützt und pflegt und stärkt, statt daß sie erst von den Menschen geschützt und gestärkt werden muß?

Gewiß, Geist und Leben ist das Eine, was not tut. Geist statt Amt, Geist statt Form, Geist statt Organisation, diese Losung hat ja schon oft als Motiv der Kirchenkritik gewirkt. Auch Herrn Schindler's Gedanken scheinen mir darauf hinauszulaufen. Ohne Geist und Leben ist die Kirche eine tote Schale, auf die irgendwelche Mühe zu verwenden und zu verschwenden Torheit wäre; wo aber Geist und Leben walten, da ist die äußere Organisation überflüssig, ja so oft schon ein Hindernis gewesen mit ihren äußern Formen, Gesetzen, Routine, Erstarrung und Unfehlbarkeitsdünkel!

Diese Gedankengänge haben etwas ungemein Bestechendes. Sie enthalten eine rein religiöse Kritik der Kirche. Und doch, auf die Gefahr hin, oberflächlich zu erscheinen, kann ich sie nicht für das letzte Wort halten, kann ich dieses „Alles oder nichts“ mir nicht aneignen. Was hier gefordert wird, ist ein höchstes Ziel, kein nächster Schritt, ist ein Ideal der Zukunft und keine Forderung der Gegenwart. Die Christenheit hat von Anfang an gewußt, daß wir uns den Geist nicht selbst geben können, sondern daß er eine Gnadengabe ist; bis wir in seinen Vollbesitz gelangen, dürfen wir aber die Hände nicht in den Schoß legen, sondern sollen treu haushalten mit dem Maß des Geistes, das wir empfangen haben. Wir sind werdende Menschen und leben in einer werdenden Welt. Vollendetes religiöses Leben bedürfte keiner Organisation; aber wir haben eben erst beginnendes religiöses Leben. Wir kommen täglich mit dem Nichtseinsollenden in Berührung und müssen mit der Welt, wie sie tatsächlich ist, rechnen. Wenn wir auf sie wirken wollen, müssen wir eben vom Boden des Gegebenen ausgehen. Wir kommen ohne Kompromisse nicht aus. Das ist das Leiden derer, die vom Ideal erfüllt sind, daß sie das noch gar nicht sein können, was sie sein sollten. Wir dürfen nie bei den Kompromissen

stehen bleiben. Wir müssen darunter leiden, müssen sie als etwas behandeln, das wieder verschwinden soll. Und ein solcher unumgänglicher Kompromiß ist die Kirche, das kirchliche Amt. Wir müssen der religiösen Gemeinde einen sichtbaren Leib schaffen. Wir müssen dafür sorgen, daß Menschen da sind, die das religiöse Erbe verwalten, und die Gelegenheiten und Einrichtungen schaffen, durch die es den Menschen nahe gebracht wird. Weil sich das religiöse Leben des Einzelnen oft gegen den Widerstand eines ihm feindlichen oder doch indifferenten Milieus behaupten muß, müssen wir ihm eine religiöse Gemeinschaft schaffen, die ihm einen Rückhalt bieten kann; und wir dürfen nicht abwarten bis das Bedürfnis der Einzelnen die Gemeinschaft erst bildet, sondern müssen sorgen, daß sie schon da ist, wenn das Bedürfnis erwacht und sie sucht, daß die Gemeinschaft den Einzelnen trägt. Was so wach erhalten wird, das ist wohl noch nicht ideales religiöses Leben; aber es ist doch besser als Stumpfsinn und Bestialität, es ist doch eine hebende Macht, und es ist eben der geistige Nährboden, aus dem einmal unvermutet schöpferische religiöse Kräfte ausbrechen können.

Man kann endlich darauf hinweisen, daß dem Amt doch nicht bloß solche Aufgaben obliegen, die jeder ohne Weiteres erfüllen könnte. Es handelt sich in der Religion ja immer auch um Erkenntnisse, die der Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Zeit bedürfen. Wir brauchen Theologen, welche diese Aufgabe stellvertretend übernehmen; dieser Dienst wird oft auf ein stellvertretendes Leiden herauskommen. Nicht daß sie stellvertretend Religion haben sollten; das ist ein weitverbreitetes, verhängnisvolles Mißverständnis. Aber die Theologen müssen die Probleme durchleben, welche die gegenwärtige Erkenntnis und Kultur dem Christentum stellt, damit sie später Führerdienste leisten können. Die großen Bahnbrecher, das sind freilich die Propheten, die direkt von Gott Berufenen, die von neuen Erkenntnissen ergriffen worden sind und sie nicht erst gesucht haben. Aber neben den Generalen muß es auch Offiziere, hinter den Pfadfindern auch Führer geben. Kurz, da wir nicht so reich sind an mitreisenden Geistträgern, bedürfen wir der bescheidenen Amtsträger, die dann auch für die notwendigen Dienste jederzeit zur Verfügung stehen als Beauftragte, als Repräsentanten der Gemeinde. Wir sind es den Vielen schuldig, deren religiöses Leben in der Isolierung nicht gedeihen kann. Man mag das menschliches Machen, einen Mangel an Vertrauen in die Macht des Geistes schelten — mir erscheint es einfach als Pflicht des Gehorsams, statt darüber zu lamentieren, daß wir die höchste Kraft nicht haben, mit der uns gegebenen Kraft wenigstens treu zu haushalten.

*

*

*

Doch damit sind die Anklagen gegen die Kirche, und gerade diejenigen aus religiösen Motiven, noch nicht verstummt. Ja, heißt es, wenn sie wirklich religiöses Leben, und wäre es noch so bescheiden,

wecken könnte, wir würden kein Wort gegen sie verlieren; aber statt das zu tun, gefährdet und verderbt sie gerade das Leben, das noch vorhanden ist.

Dadurch, daß sich die Kirche als Verwalterin des Heils, als Mittlerin zwischen Gott und Menschen aufspielt, verfällt sie einer unheilvollen Exklusivität, so lautet die Anklage genauer. Und diese Exklusivität äußert sich nach zwei Seiten: als Selbstgerechtigkeit, indem sie Alles gutheißt, was sie selbst tut und als Engherzigkeit, indem sie Alles, was außerhalb ihrer Mauern liegt, verdammt.

Die Selbstgerechtigkeit: die Kirche sucht, gerade um ihre Wirkung zu verstärken, um das religiöse Erbe den Menschen nahe zu bringen, Autorität zu gewinnen und umgibt sich mit dem Nimbus der Heiligkeit. Sie fördert so die Unwahrhaftigkeit, indem sie die Menschen veranlaßt, nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern auf äußere Autorität hin ihre Lehren anzunehmen. Ein prinzipieller Unterschied besteht da nicht zwischen dem Papst, der ex cathedra seine unfehlbaren Lehrentscheide gibt, und dem Pfarrer, der den Leuten sagt, was sie glauben sollen. Die Kirche fördert die Heuchelei; sie begnügt sich beim äußern Mitmachen und fragt nicht, ob auch das Herz dabei ist, ob das Leben mit der zur Schau getragenen, im Kultus dargestellten Frömmigkeit stimmt; sie schafft falsche Beruhigung, indem sie ihre Glieder um der äußern Zugehörigkeit, um äußerlicher Kennzeichen willen als Christen stempelt; dabei aber können diese Kennzeichen immer nur ein Minimum von christlichem Charakter bedeuten, und deshalb führt die Kirche zur Verwässerung, zur Herabminderung des Ideals.

Dieser Selbstgerechtigkeit, dieser Ueberschätzung alles dessen, was im eigenen Lager geschieht, entspricht die Engherzigkeit, die Unterschätzung des Guten, das nicht mit der kirchlichen Marke abgestempelt ist. Was nicht von der Kirche ausgegangen ist, was nicht ihren Segen hat, das anerkennt sie nicht, daran hat sie alles Mögliche anzusetzen, dahinter sucht sie niedrige Motive. Sie wird blind für alles, was an Erbauung, Erhebung, an religiöser Kraft ohne ihr Zutun sich irgendwo regt. Sie fragt, wo Herr! Herr! gesagt und nicht, wo wirklich Gottes Wille getan wird, wo man sich auf Jesu Namen beruft, und nicht wo man aus seinem Geiste handelt. So verachtet, verurteilt, bekämpft sie das Edle und Hohe, das sich außerhalb ihrer Mauern findet und dem Reich Gottes mehr dient, als all ihre Andacht und ihr frommes Gerede. Und durch alle diese Verirrungen hat die Kirche viel mehr Schaden als Segen gewirkt.

Auf diese schwere Anklage kann ich nur antworten: *abusus non tollit usum*. Der Mißbrauch schließt den Gebrauch nicht aus. Was hier aufgezählt wird, sind schwere Schäden, die wohl eine große Gefahr, aber keine Notwendigkeit sind. Und je mehr wir uns davon Rechenschaft geben, daß die Kirche ein Nothelfer und eine sehr unvollkommene Einrichtung ist, umso wirksamer beugen wir diesem

Mißbrauch vor. Soeben fällt mir eine Notiz in die Hände, wonach im Verbandsblatt der deutschen evangelischen Pfarrvereine eine Diskussion über Recht und Unrecht der Titel „Hochehrwürden“ und „Hochwürden“ geführt worden ist und dabei ein Einsender sich geäußert hat: „Die Glorie (δόξα) und Herrlichkeit des von Christus in die Welt eingeführten Versöhnungsamtes, das den Menschenherzen den Frieden bringt, ist eine so unvergleichlich große, daß das Wort „Hochehrwürden“ oder „Hochwürden“ als Ehrentitel für dieses Amt nicht ausreicht und sich zu der Glorie dieses Amtes etwa wie das Mondlicht zum Sonnenlicht verhält.“ Wo solche Auffassung blüht, werden wir freilich ohne weiteres urteilen, daß der Schaden den Segen stark überwiegt. Aber nochmals: es muß nicht so sein. Wie jede Einrichtung und Tätigkeit haben eben auch Kirche und kirchliches Amt ihre besonderen Gefahren und Versuchungen; es gilt darum, beständig das Gewissen dagegen wach zu halten und im Kampfe gegen diese Gefahren zu stehen, und das wird nicht bloß eine Zersplitterung und Vergeudung, sondern auch eine Übung und Stärkung der Kraft bedeuten. Freilich ist das weder eine prinzipielle noch eine tiefsinnige Lösung der Schwierigkeit; aber eine andere weiß ich nicht zu finden. In der Kirche bleiben und dabei im Kampfe stehen gegen alle bloße Kirchlichkeit, gegen jede Abgrenzung der heiligen Provinz des Religiösen vom übrigen Leben, auf seinem Posten arbeiten innerhalb der Kirche und dabei die Augen offen halten für jede Regung des Göttlichen außerhalb ihrer Grenzen, beständig darauf dringen, daß die „Geistlichen“ nicht das Monopol der religiösen Arbeit an sich reißen und die Laien es nicht auf sie abladen, das scheint mir der einzige Ausweg.

Man wird einwenden, daß diese Auffassung bei niemand, weder bei Pfarrern noch bei Laien, eine rechte Freude an der Kirche aufkommen lasse und damit auch keinen rechten Segen von der Kirche. Entweder müsse man eine ungebrochene Stellung zur Kirche einnehmen, mit allen Fasern an ihr hängen und mit aller Kraft in ihr arbeiten, oder wer das nicht könne, schreite dann besser gleich zum Bruch. Was dazwischen liege, sei Halbheit und darum Schwäche. Darauf ist zu antworten, daß was wir brauchen, eben nicht in erster Linie Freude an der Kirche, sondern Freude an Gott und den Menschen ist; ob man an der Kirche Freude hat, ist eine Frage zweiter Ordnung und nicht ausschlaggebend. Weiter aber fragt es sich, ob nicht ein gutes Stück der tatsächlich vorhandenen Kirchenverdroffenheit auf getäuschten Illusionen beruht. Bei den einen ist es ein mehr instinktives Gefühl, bei andern klares Bewußtsein, daß eben die Kirche die Heiligkeit doch nicht besitze, die sie beansprucht und die man in ihr gesucht hat. Ist aber die Illusion zerstört, so vermag man vom Boden der Wirklichkeit aus über das, was zu leisten möglich und nötig ist, trotzdem es nicht das Vollkommene, sondern ein schwacher Anfang ist, sich wieder viel ungetrübter zu freuen und viel freudiger daran zu arbeiten. Im übrigen ist es nun einmal Menschenlos, daß wir bei allem Streben

und Schaffen zwischen Begeisterung und Mutlosigkeit hin und her pendeln. Die Ganzen, seien sie nun gegenüber der Kirche konservativ oder radikal, mögen von ihrem Standpunkt auf diese „unklare Vermittlung“ mitleidig herunterblicken; ihre Stellung ist selbstverständlich leichter, wie alle glatten Lösungen; ob er deshalb richtiger ist und mehr vorwärts bringt, ist damit noch nicht gesagt. Jedenfalls nicht für alle. Aber wenn diese radikalen Kirchengegner aus Religion uns auch nicht zur Gefolgschaft überreden können, so glauben wir doch, daß auch sie eine unentbehrliche Aufgabe haben. Sie haben als heilsame Unruhe zu dienen, um die Kirche vor blinder Sicherheit zu bewahren. *)

*

*

*

Eine weitere Schwierigkeit läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Sie ist uns schon Anfangs als Pfarrerproblem begegnet. Als solches nimmt sie oft eine besonders akute Form an. Aber jede religiöse Gemeinschaft hat damit zu schaffen, daß sie keine völlige Einheit ist. Es kann nicht ausbleiben, daß die Notwendigkeit, das religiöse Erbe mit Erkenntnissen und Gewohnheiten der modernen Kultur auseinanderzusetzen, verschiedene Anschauungen, Urteile, Stimmungen und Forderungen hervorruft. Es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben, daß die Einen aus Angst, etwas von dem kostbaren religiösen Erbe zu verlieren, sich gegen alle modernen Einflüsse zugeknöpft verhalten, während die Andern dem jeweiligen Zeit- und Modegeist allzu weitgehende Konzessionen machen. Und aus dem Zusammensein innerhalb derselben Organisation entstehen allerlei Reibereien, die das Gemeinschaftsgefühl stören oder ganz aufheben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Menschen, die in ihren Ueberzeugungen fundamental entgegengesetzt stehen, sich eher vertragen können als solche, die auf demselben Boden bloß partielle Gegensätze repräsentieren; hier steigern sich die Differenzen zur größten Leidenschaftlichkeit. Darunter haben die Kirchen stets besonders gelitten, unter dem Konflikt zwischen dem Interesse der Einheit und dem der Freiheit.

Nun möchte ich aber daran erinnern, daß es eine Zeit gab, wo man es als unerträglich empfand, wenn innerhalb desselben Staatswesens verschiedene Konfessionen oder gar Religionen ihr Daseinsrecht beanspruchten. Ohne dieses Vorurteil, daß staatliche ohne religiöse Einheitlichkeit ein Unding sei, wäre der furchtbare 30jährige Krieg nicht ausgebrochen. Heute aber begreift man diesen alten Standpunkt gar nicht mehr. Sollte sich nicht innerhalb der Kirche dieselbe Entwicklung vollziehen, so daß verschiedene Formen und Stufen der Religiosität in ihr Heimatrecht und Pflege genießen?

*) Diese Gedanken von der Kirche als Kompromiß mit der unidealen Wirklichkeit und ihren besondern Versuchungen habe ich eingehender dargestellt und begründet in meinem Beitrag zu den Vorträgen „Unsere Kirche, worauf sie ruht und was sie soll“, herausgegeben von den Freunden der Neuen Wege. Basel, Helbing & Lichtenhahn.

Die Auffassung der Kirche als einer göttlichen Anstalt, die den Menschen die fertige Wahrheit und das Heil vermittelt, muß diesen Gedanken von sich weisen. Deshalb kann die römische Kirche den Modernismus unmöglich ertragen, sie müßte denn ihr Fundament preisgeben. Wenn man aber die Kirche als Produkt der Not auffaßt, von unfertigen Menschen in einer unidealen Welt des Suchens und des Irrtums geschaffen, dann braucht man sich vor der Freiheit nicht mehr zu fürchten. Zur Entscheidung über Recht und Unrecht der verschiedenen Anschauungen, der verschiedenen religiösen Nuancen und Formen gibt es ja eben keinen menschlichen Gerichtshof, weder in Rom noch in Berlin, sondern nur das Gericht der Geschichte, und vor diesem entscheidet allein der Beweis des Geistes und der Kraft. Und wo diese Kämpfe wirklich als geistige Kämpfe geführt werden, wo es dabei nicht um Macht, Herrschaft und juristisches Recht in der Kirche, sondern um das innere moralische Recht geht, da werden sie ein gutes Stück ihrer Gehässigkeit verlieren, da wird über dem Bewußtsein der Gegnerschaft nicht mehr so alles Gefühl des Gemeinsamen verloren gehen.

Den Mut zu dieser Lösung gibt einzig das Vertrauen in die Macht der Wahrheit, des Gesunden, Starken, Reinen, kurz der Glaube an Macht und Sieg Gottes. Und dazu muß die Bescheidenheit kommen, die da einsieht, daß die Kirche nur eins der Werkzeuge ist, mit denen Gott sein Reich baut. Alles Rufen nach äußern Garantien und rechtlichen Bindungen ist schließlich ein Mangel an Glauben, wo der Mensch sich einbildet, er müsse Gott zu Hilfe kommen. Meint wirklich jemand im Ernst, die wirkliche Kraft des religiösen Lebens durch solche Bindungen garantieren zu können? Wer das versucht, wird für die Korrektheit die Kraft einbüßen. Man jammere doch nicht über die Zerrissenheit der evangelischen Kirche. Gott weiß, warum er uns durch solche Krisen hindurchführt, und was daraus entstehen soll. Die Einheit wollen wir gern der katholischen Kirche überlassen; sie ist ihr Vorzug und ihre Schwäche. Wir aber wollen die Freiheit als unsere Gabe und Aufgabe betrachten und auf ihrem Grunde das Maß der Kraft entfalten, das Gott uns schenken will.

R. Viechtenhan.

Gebet streikender Arbeiterinnen.*)

O Gott, unser gütiger Vater! Der du zu uns sagst: „Bittet, so wird euch gegeben!“ Wir, deine Kinder, flehen zu dir: Mache doch, daß wir genug Lohn bekommen, um unsern Leib zu nähren und zu kleiden, und gib uns wenigstens so viel Freiheit, daß auch

*) Dieses Gebet, das wir der August-Nummer des „Christianisme social“ entnehmen, wurde von amerikanischen Arbeiterinnen während eines Streiks dreimal im Tag aufgesagt.